

GUTE AUTORITÄT

Von Wolfgang Bergmann

Die junge Familie hatte es sich gerade im Eiscafe bequem gemacht, da fällt dem Kleinen ein, dass er unbedingt in den Nachbarraum will. Der ist genauso groß, genauso hell, genauso warm wie jener, in dem sie eben Platz gefunden haben - aber das Kind besteht darauf. „Dort... dort!...“ wedelt es aufgeregt mit seinen kleinen Armen und Händen - und seufzend packen die Eltern Mantel und Jacke zusammen, etwas verlegen zwar, aber offenkundig stolz auf ihre elterliche Geduld und Nachsicht. Nett sieht das aus, wenn junge Eltern sich so bereitwillig auf die Wünsche eines Dreijährigen einstellen...!?

Wir hören immer wieder, dass der Wille kleiner Kinder gestärkt werden soll. Aber Kinder haben gar keinen stabilen „selbst-bewussten“ Willen, wie er in manchen Ratgebern unterstellt wird. Kinder haben stattdessen Wünsche. Die sind, wir wissen es, maßlos und ziellos. Sie haben in sich keinen Halt und keine Begrenzung. Das müssen auch die nachgiebigen Eltern soeben erfahren. Einen Wunsch haben sie erfüllt, gehorsam und bereitwillig, aber das Wünschen findet kein Ende. Das Kind will jetzt „Eis!“

Wichtig wäre es, aus dem maßlosen Wünschen durch Eindeutigkeit und Begrenzung einen Wunsch werden zu lassen. Ein Wunsch kann erfüllt werden und macht froh - das Wünschen an sich könnten die nachgiebigsten Eltern der Welt niemals erfüllen. Ein Wunsch kann ein Kind beglücken, das Wünschen an sich endet immer in Missmut und Tränen. Was also ist gute Autorität, förderliche Autorität?

Am Anfang steht die Stillung des Neugeborenen und Kleinkindes. Damit beginnt jede Erziehung. An den Quellen des seelischen Lebens finden wir die Intimität zwischen Mutter und Kind. Während das Kind genährt und gestillt wird („still wird“), richtet es seinen Blick unverwandt auf das mütterliche Gesicht, das ihm mit einem Lächeln antwortet, bevor es gesättigt und beruhigt einschläft. Dieses Lächeln ist das erste kommunikative Zeichen, das ein Kind empfängt, es ist gleichbedeutend mit dem Versprechen des Lebens. Aus den Gewissheiten dieser Anfänge entfaltet sich ein aufmerksamer und verwegener Kindermut. Das Kind stellt sich auf die eigenen Beine, es will über die versorgende Mutter-Bindung hinaus

Das Kleinkind bewegt sich aus dem Wohnzimmer hinaus, plötzlich nimmt es „wahr“, dass der Schrank, der vertraute, nicht mehr „da“ ist. Er ist im Zimmer dort hinten geblieben, er ist noch „dort“, obwohl das Kind „hier“ ist. Der Schrank hat eine eigene, eigenbeständige Existenz, sie ist unabhängig vom Kind. Das ist eine ungeheure Erkenntnis, eine erschreckende. Denn sie bedeutet, dass die Welt mit ihm, dem Kind, uneins, nicht-einig ist, wie es in der mütterlich umhüllenden Symbiose noch schien. Die Welt Dinge teilen sich in Innen und Außen, in Subjekt und Objekte, die schöne ursprüngliche Einheit zerfällt. So erwachsen die ersten Ausprägungen eines nun fort dauernden („fortwährenden“) Objektbewusstseins. Die Objekte, die Dinge und die Menschen, sind „an und für sich“ da, unser Kind ist nicht umsorgtes Zentrum einer einigen Welt, sondern lediglich ein Objekt unter anderen Objekten. Diese Früherfahrungen sind in unsere tiefsten Ängste ein Leben lang eingeschrieben: Dass die Dinge bleiben, auch wenn wir selber nicht mehr „sind“, dass alles weiter existiert, wenn wir selber nicht mehr existieren - das ist (man horche nur für einen Moment in sich hinein) eine unserer grundlegendsten Verstörungen.

Wir denken nicht gern darüber nach. Aber sie machen unser Denken empfänglich für das, was unsere Kinder in den ersten Jahren durchleben.

Das Paradies musste verlassen werden, damit der aufrechte Gang möglich wurde. Das ist der Preis dafür, dass sich dieses Kind wie Millionen Kinder vor ihm „auf die eigenen Beine stellt“. Es stellt sich der Welt. Das Ich-Ideal, das uns Erwachsene antreibt, das Verlangen nach Perfektion und Omnipotenz, und schließlich der Wunsch, aus der Dingwelt hinauszugeleiten in kosmische Einheiten, die vielfachen, oft erotisch verkleideten Todessehnsüchte - sie alle haben hier ihren Anfang. So mächtig sind die Gefühle und Einsichten, die hier mit schwachen Kräften gelebt werden.

Also ist es leicht einzusehen, dass ein Kind jetzt nichts dringlicher benötigt, als einen geordneten Raum, verlässliche Begleitung und schützende Sorge der Eltern. Eltern müssen die (hier nur grob skizzierten) Erfahrungen sichern, auch vor dem kindlichen Wollen selber. Die Dingwelt ist tatsächlich „da“, und kein kindliches Wünschen und kein kindlicher Trotz kann und darf ihre Eigenart erschüttern. Denn diese ist Grundlage aller folgenden geistig- seelischen Entwicklungsstufen. Verlässlich und in gewisser Weise unerschütterlich müssen deshalb auch die großen Figuren der frühen Kindheit Vater und Mutter sein, damit sie in diesem seelischen und geistigen Tohuwabohu Dauer und Struktur stiften, und dabei trösten und schützen. Schwache Eltern können das nicht.

Alle kognitiven Entwicklungen benötigen solche vorausgehende Gewissheiten. Auf deren Grundlage entwirft der kindliche Geist nun die ersten Vorstellungsbilder, dann die ersten Sprachlaute, die ihrerseits das Wieder erkennen der Dinge und ebenso der Ding-Vorstellungen ermöglichen. Später folgt daraus die Begabung zum Kritzeln, Malen, schließlich die Fähigkeit, Schriftzeichen zu verstehen und zu reproduzieren. Wenn das Kind sich also aus dem Zimmer bewegt und der Schrank zurückbleibt - „fort“ aber gleichwohl „da“ ist - dann entwirft es „vergewissernde Vorstellungsbilder“, es hält den abwesenden Schrank sozusagen in seiner Vorstellungswelt fest. Erste bewusste Laute unterstützten es dabei: „Rank... Sank...“ brabbelt das Kind vor sich hin, während es nunmehr getrost den Flur entlang krabbelt - es wird seinen Schrank am Ende des abenteuerlichen Ausflugs dort wieder finden, wo es ihn verlassen hatte. Am selben Ort, in der alten beruhigenden Beständigkeit. Nicht nur Papa und Mama, auch die Dinge sind tröstlich, wenn sie verlässlich sind.

Der beständige Schrank ist ja nur ein Teil der Dingwelt, es gibt viele mögliche Konstellationen zwischen den Dingen, daraus lassen sich dann die Funktionen erschließen, und all dies wird immer wieder begleitet von einem komplexer werdenden Sprachvermögen. Das Kind bildet mittlerweile nicht nur die einzelnen Dinge im Wortklang, sondern die Ordnung der Dinge in der grammatischen Form ab. Mängel die sich jetzt einstellen, werden später als Lese- und Schreibschwäche auffällig.

Das Erfassen von Schriftbedeutungen, semantischen und grammatikalischen Strukturen wird jetzt eingeübt.

Mama und Papa halten diese Erfahrungsvielfalt zusammen, sie tun es mit einer emotionalen Bindungsintensität, wie es sie im späteren Leben nicht wieder geben wird. Wird ein Kind in dieser Phase seiner trotzig Willkür überlassen, werden ihm die Wünsche von Mund und Augen abgelesen, dann geht ihm die Stabilität, ja die Verlässlichkeit der Dingwelt verloren... Dann müht es sich eben nicht um die sprachsymbolische Gestalt des abwesenden Schrankes, sondern brüllt trotzig oder ängstlich los. Und die sorgenvoll herbei eilende Mutter besänftigt seine Angst, lindert den Trotz - eine Süßigkeit hier und ein Küsschen dort! - sie drängt sich und ihre Sorge zwischen die Dinghaftigkeit und die kindliche Erfahrungsdichte. Dabei geht eben jene Objektbeständigkeit und -sicherheit (und die befremdlich -aufregende Eigenart der Dinge) weitgehend verloren. Zuletzt bleiben nur unruhige Wünsche, die an einem Ding nie genug haben, sondern maßlos und ziellos immer mehr wollen, immer nicht das, was da ist, sondern das prinzipiell Andere, das es nicht geben kann. Übrig bleiben die so oft zu beobachtenden Verhaltensweisen verwöhnter Kinder, die jedes Objekt, und auch beinahe jeden Menschen, hastig daraufhin prüfen, ob es/er ein gerade aktuelles Bedürfnis befriedigen kann - andernfalls wird es/er eben fallengelassen.

Kurzum, zum Schluss bleibt ein überversorgtes, übermäßig getröstetes und eben dadurch einsam gewordenes Kind. Es ist buchstäblich von sich selbst und von der Welt verlassen. Solche Kinder - die sich eigentlich nur bei der Überwältigung durch elektronische Bilder wohl fühlen, begleitet vom Griff zur Cola oder zur Chipstüte, die jede Anspannung vermeiden, weil sie die Überforderung fürchten - treffen wir in unseren Schulzimmern und in den kinderpsychologischen Praxen jeden Tag. Sie sind allein gelassen, obwohl Vater und Mutter immer für sie „da“ waren.

Klar und eindeutig sollen Eltern sein, wenn sie ihr Kind immer erneut, seinen natürlichen Wagemut und seine Erkundungslust stützend, auf die Spur der Eigengesetzlichkeiten der Menschen und der Dinge lenken, und es dabei seiner inneren Gestaltungskraft und -not überlassen. Disziplinieren sollen sie, wenn die kindliche Willkür alle Erfahrung der eigenartigen Welt zusammenbrüllen oder -schlagen will, denn ohne diese Eigenart gibt es keine Beständigkeit, keine Wahrnehmungsordnung, kein Wieder erkennen und keine Unterscheidung... so wie beispielsweise bei den hyperaktiven Kindern (deren Zahl so vehement zunimmt) alle Dinge und Laute unterschiedslos in die Sinne eindringen und nur verwirren. Diese Kinder sehen und hören „alles Mögliche“, aber sie begreifen nichts. Gute Autorität hat ein gesichertes Erfassen von Weltzusammenhängen gelehrt, sie hat ein sinnvolles Zeitempfinden und ein kräftiges Durchsetzen eigener Visionen im Verbund mit der Einsicht in die Funktionsweisen der Dinge ermöglicht. Elterliche Gelassenheit ist die Folge. Und die ist überhaupt das ganze Geheimnis guter Erziehung.